



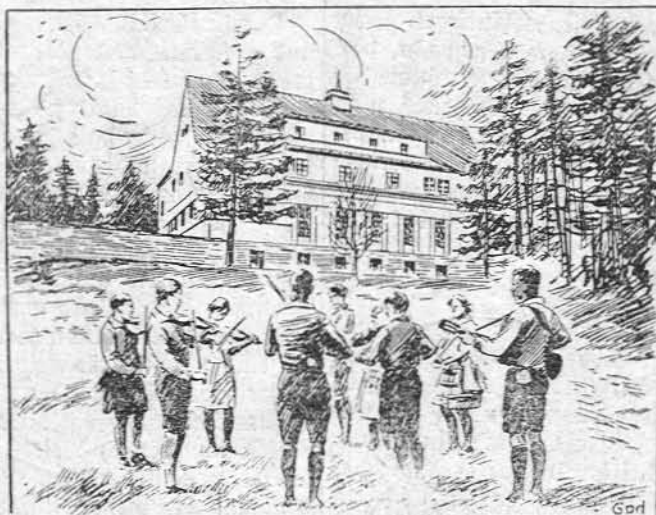
Ein ideales Jugendheim im Erzgebirge

Das Jugendheim des Gaues „Freistaat Sachsen“ im G D A.

Verträumt, malerisch, dem Leben und Treiben der hastenden Welt entrissen, liegt einsam, unweit Grünhain inmitten vom saftigen Grün der Waldungen des Erzgebirges ein neues schönes Landjugendheim. Es ist wieder ein Schritt vorwärts im großen Erdenwandern, ein Baustein mehr in der Kulturarbeit des G D A., dessen Gau „Freistaat Sachsen“ es errichtet hat. Kein Opfer ist ihm zu groß, wenn es gilt, für die wirtschaftlichen und geistigen Interessen seiner Mitglieder etwas zu schaffen. Große Opferfreudigkeit paart sich mit vieler fleißiger Arbeit. Sind doch viele Vorbereitungen finanzieller, organisatorischer, ferner architektonischer und bautechnischer Art zu leisten, ehe ein solch stattlicher Bau vollendet ist. Die Jugendherbergen und -heime sind heute das Symbol der bewährten Jugendpflege. Man kann sich die heutige Jugend nicht mehr recht vorstellen ohne diese schönen Einrichtungen. Leider gibt es noch so unendlich viele Jugendliche, die der Jugendbewegung fern stehen, ja sogar Jugendliche und Eltern, die noch nicht einmal etwas wissen von diesen herrlichen Heimen. Die Jugend will nicht nur schöne Worte hören, von denen sie begeistert und berauscht wird, sie will Taten sehen, von denen sie mitgerissen wird. Mag daher unsere Jugend dieses Heim hinnehmen, als einen sichtbaren Beweis, als eine Tat edelster Gesinnung und jugendlichen Geistes der älteren und alten Berufskollegen. Soll doch unsere Jugend, unsere Berufsanhänger ertrüchtigt werden an Leib und Seele, damit sie den Aufgaben der Gesellschaft des Staates, der Industrie und Wirtschaft gewachsen ist. Es ist heiligste Pflicht, sie in die Kulturprozesse einzuführen, damit sie die ganze Kulturentwicklung ein beträchtliches Stück fördern und höher tragen helfen kann. Unsere Jugend wird dann auch das schöne Dichterwort verstehen lernen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Das Jugendheim soll vorwiegend der inneren Beschaulichkeit und Einteilung unserer Jugend dienen, es soll eine Stätte der Erholung sein. Unsere Jugend hat noch eine unverdorrene und gesunde Seele, sie hat einen frischen bildungs- und aufnahmefähigen Geist. Darum heraus mit diesen jungen Kräften aus den Gefahren unseres täglichen Lebens und der Großstadt, hinein in die schöne, frische Natur, die uns eine Befruchtung für das ganze Leben gibt. Der Aufenthalt in dem Heim soll ihnen allen eine „schöpferische Atempause“ geben, indem sie inmitten der herrlichen Naturpracht einen kleinen Hauch der großen Ewigkeit verspüren. Der Wandertrieb ist ein Merkmal unserer heutigen Jugend. Zum Wandern gehört ein „offenes Auge“, ein andauernder Fuß und ein heiterer Sinn, alles Eigenschaften, die an der Jugend nur zu begrüßen sind. Die

wandernde Jugend bietet in Muße Auge und Ohr den Naturschönheiten, Burgen, Schlössern und Ruinstätten und erweckt somit in sich ein wahres Naturgefühl. Dieses Naturgefühl entwickelt sich dann von einem Wohlgefühl aufwärts zur Wanderlust. Und weiter entwickelt es sich zu ästhetischen Freude an der Natur, an der Welt. Der junge Mensch wird fortgerissen, er erlebt eine seelische Selbstvergessenheit, bei der er den Kleinram des Alltags vergißt und ohne Sorgen die Naturschönheiten genießt. Es bildet sich ein Naturempfinden heraus, daß sich dann an unseren großen Dichtern und ihren unsterblichen Werken emporranken kann. Aber diese innere sittliche Erhebung bildet sich nur in der Einsamkeit und darum diese Anziehungskraft des Waldes und der Berge mit ihren stillen Tälern auf die Jugend. Die Jugendherberge Grünhain des G D A. bietet im Regelfalle eine Unterkunft für 100 Jugendliche, die in kleineren und größeren Schlafräumen untergebracht werden. Selbstverständlich sind Jüngens und Mädels außer im Aufenthaltsraum, der Gemeinschaftsraum ist, getrennt untergebracht. Das Jugendheim steht der gesamten wandernden deutschen Jugend zur Verfügung. Im Kellergechoß befindet sich



Das Jugendheim in Grünhain im Erzgebirge.

die Warmwasserheizung, die Badeeinrichtungen wie: Wannen-, Brause- und Fußbadeanlagen. Sämtliche Räume im Heim sind mit Heizkörpern versehen und besitzen Leitungen für fließendes warmes und kaltes Wasser. Zum Trocknen der nassen Kleidungsstücke ist hier eine Trockenanlage eingebaut. Das Erdgeschoß bietet aus den Fenstern des Tagesraumes einen wunderbaren Fernblick, so daß man am fernen Horizonte die Ruppen des Fichtelgebirges sieht. Zu begrüßen ist es, daß die Möglichkeit besteht, sich eine „Extrawurst zu braten“, und zwar in der isoliert eingebauten Selbstkochfläche. Im ersten Stock befinden sich die Schlafräume und Klosettanlagen. Für Aufbewahrung der Ausrüstungs- und Kleidungsgegenstände dienen die verschließbaren, zum Teil eingebauten Schränke. Der Spitzboden ist ausgebaut und kann für Massenquartiere hergerichtet werden.

Alle sanitären Anlagen entsprechen dem modernsten Stande der Technik. Es ist ein wohlgeplanter Bau, mit einer geradzuraffinierten Raumverteilung, selbst für einen Erweiterungsbau hat man Sorge getragen. Das Heim ist architektonisch den erzgebirgischen Verhältnissen angepaßt. Möbel und Ausstattungsgegenstände sind der einheimischen Industrie entsprungen. Es liegt inmitten einer kleinen parkähnlichen Anlage, in der auch ein schöner großer Sportplatz hergerichtet wird. — Man merkt, daß sich alles dem Grundsatz unterordnet: „Für unsere liebe Jugend ist das Beste gerade noch gut genug“, denn Jugendnot ist ja auch Volksnot!

Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(1. Fortsetzung.)

Der Amtsaßzeßist wollte schier aus der Haut fahren vor Zorn über die seinem weitläufigen Anverwandten angetane Schmach, redete sogar von in's Loch werfen und gebärdete sich trotz alles Zuredens der anderen, wie einer, dem es um den Kopf gehen soll und der nicht die mindeste Lust zum Sterben hat. Der Jäger sah diesen Anstrengungen des Zornes jenes mit großer Seelenruhe zu und tat nichts weiter, als den ziemlich großen Stock, der ihm auf dem Marsche als Stütze gedient hatte, neben sich zu stellen, um, wie es schien, doch eines Freundes in der Not sicher zu sein. Der Wirt bewirkte durch seine Ueberredungsgabe eine Art Beruhigung bei dem aufgebrachtsten Amtsaßzeßisten, indem er ihm zu bedenken gab, daß der Ausdruck „böser Mensch“ doch kein Schimpfwort, nur eine Meinung sei, die allerdings von dem, der diese Ansicht aussprache, auch bewiesen werden müsse. Vielleicht mochte der Zornige diese vernünftige Mahnung einsehen, oder er hegte die Hoffnung, daß der Jäger, welcher ein Geradezu zu sein schien, der sich kein Blatt vor's Maul nähme, sich zu einer wirklichen und straffälligen Injurie verleiten lassen würde; kurz er forderte ihn auf, den Beweis zu stellen, daß der Herr Gerichtshalter Bösenig ein böser Mensch sei.

„Das kann der Herr genießen“, war jenes Antwort. „Ich habe nie eine Mördergrube aus meinem Herzen gemacht, sondern immerdar der Wahrheit die Ehre gegeben. Könnte ich heucheln und anders reden, als ich denke, säße ich gewiß nicht hier und wäre im Begriff, mich um einen kleinen Posten bei Sr. Excellenz dem Herrn Oberlandforstmeister zu bewerben. Na, höre der Herr nur zu, da wird Er's wohl fapieren, daß Er sich ganz ohne Grund erschauert hat wegen Seines Herrn Anverwandten, und daß ich recht habe.“

Nach einer kleinen Pause redete er weiter:

„Ich heiße Karl Stülpner. Mein Vater seliger war 35 Jahre lang Revierjäger bei unsrer Scharfstein'schen Herrschaft. Eine so lange Dienstzeit, denke ich mir, ist in Zeichen, daß er ein redlicher Mann war und sich nie etwas zuschulden kommen ließ. Und so wahr mit Gott helfe, er war auch ein braver Mann, der freilich kein Geld und Gut im Dienste errang, aber dafür ein rechtschaffenes Gewissen hatte. Na, das ist auch ein Gut, denke ich, das nicht jeder sich erwirbt. Mit dem früheren Herrn Gerichtshalter von Scharfstein stand er sich sehr gut, das war ein Ehrenmann, der auf's Recht hielt, wie aber der jetzige dran kam, da gab's bald Feindseligkeit. Mein Vater seliger wollte nicht, wie er wollte, das heißt, er meinte, da der Herr Gerichtshalter ohnehin genug von der Herrschaft bezöge, sei es unnötig, ihm noch Holz und Wildpret in die Küche zu liefern. Verstehst der Herr? Ohne daß es in's Deputatbuch notiert werde, so unter der Hand. Ich wuchs auf lustig wie die Tanne im Walde. Verzärtelt wurde ich gerade nicht, bei uns geht's etwas rauh zu, so ungefähr wie unser Klima ist. Ich war fast wie das Wild im Forst geboren, denn unser Häuschen liegt hart am Waldrand, so ganz einsam und aus der Türe bis unter die grünen Bäume ist nur ein Sprung. Der Wald war mein Spielplatz, ich kannte keinen andern Fleck auf der Erde, der mir lieber gewesen wäre, und wie ich als sechsjähriger Junge in die Schule gehen mußte, wollt' ich schier unsinnig werden, denn ich mußte sitzen, Stunden lang sitzen, was gar nicht zu meinen Neigungen gehörte. Aber Vater war rauh und unser Schulmeister, Gott habe ihn selig, war nicht faul mit Prügelgeben und . . . nun, das stärkste Roß wird ja bezwungen, warum denn nicht auch ein so kleiner Mensch, wie ich war!“

„Komme Er zur Sache, Herr. Was geht uns Seine Schulgeherei an? Die gehört nicht hierher“, rief der Amtsaßzeßist.

„Sie gehört wohl hierher und Er wird's schon wegstreuen“, entgegnete der Jäger. „Eines Tages hatte mich unser alter Schulmeister gottseibarmlich durchgebläut und ich setzte mich

weinend vor Zorn und Scham, als ich mit den andern Kindern aus der Schulstube kam, ganz abseits auf ein Bündel Reisig an einer Scheunenwand. Die andern tollten vorbei und lachten mich aus, nur ein kleines Mädchen, das ich bisher in der Schule gar nicht angesehen und beachtet hatte, trat zu mir und strich mir mit ihren kleinen weichen Händchen über die tränennassen Backen und sagte, es habe selbst mit geweint, als mich der Schulmeister so unbarmherzig geschlagen, aber ich wäre selber schuld daran, denn ich wollte gar nicht gut tun und vom Lernen wäre bei mir auch keine Rede. Ich möchte doch anders werden. Nun, Herr, es mag lächerlich klingen, daß ich sage, das kleine Mädchen wirkte mehr auf meinen unbändigen Sinn ein, als der Schulmeister mit seinem Batel und . . . ehe ein Vierteljahr verging, war ich ein fleißiger Schüler geworden. Zwischen mir und dem kleinen Mädchen, das jetzt eine große prächtige Person ist, der alle Burken im Dorfe nachschielen, blieb das gute Einvernehmen. Jetzt ist Marie, des Schenkewirts Tochter, meine Liebste und will's Gott, wird sie meine Frau.“

„Ich sagte es ja, das gehört nicht hierher!“ rief der Amtsaßzeßist.

„Nur Geduld, Herr, Er wird schon sehen, daß es hierher und nirgends wo anders hingehört. Lasse Er mich nur ausreden. Nun, ich war noch nicht aus der Schule, als ich schon ein seltenes das Blatt fehlender Schütze geworden war und mit Vatern in den Wald ging. Spielend erlernte ich das Nötige der Jägerei und kein Adjunkt hätte ihm bessere Dienste geleistet, als ich. Meine Liebchaft mit Marien blieb fest, ihr Vater sagte zu dem meinen: „Wenn Euer Karl mal Eure Stelle kriegt, soll er mein Marienchen haben. Da weiß ich, daß er sie ernähren kann.“ So war alles abgemacht für unsere Zukunft. Vorn Jahr ward mein Vater krank und starb; aber nicht mit dem heiteren Bewußtsein, daß meine Nachfolgerschaft in seinem kleinen bescheidenen Posten sicher sei. Der Gerichtshalter war sein Feind und auch der meine, denn als ich nach Vaters Tode noch ein Vierteljahr lang den Forst besorgt hatte, erhielt ich plötzlich Befehl, bei einem Gerichtstage Rechnungsablage zu leisten und die Bücher zu übergeben. Dies war ein Totschlag für meine Hoffnungen, ein anderer war als Revierjäger angenommen worden und ich außer Brot gesetzt.“

Der Erzählende holte tief Atem, wie von einer Last bedrückt, dann redete er weiter:

„Das war's erste, was der Gerichtshalter Böses an mir tat. Er wußte, daß ich eine alte Mutter zu versorgen habe und ohne Posten das nicht können würde, denn Vater war ein ehrlicher Mann gewesen, der bei seinem wenigen Gehalt keine Ersparnis hatte machen können, und Mutter und ich waren hilflos, wenn mir die Stelle entzogen wurde. Das Häuschen war unser, zum größten Glück, denn wäre das nicht der Fall gewesen, der Gerichtshalter hätte uns ohne weiteres herausgetrieben. Mir blieb nichts übrig, als durch das, was ich gelernt hatte, die Jägerei, mein Brot zu suchen und . . . ich tat das in der Nachbarschaft, denn wie konnte ich weit weg von meinem alten Mütterchen und der Marie! So hatte ich mich denn ein halbes Jahr lang herumgeschlagen, um's tägliche Brot zu verdienen, der Mut war mir nicht gesunken, Mütterchen hungerte nicht, ich sorgte dafür — und Marie war mir treu. Aber das Glück sollte nicht zu lange dauern.“

„Na, nun kommt wohl der Gottseibeiuns!“ bemerkte der Wirt.

„Ja, der leidige Teufel des Hasses“, stimmte der Jäger bei. „Als ist eines Tages nach Scharfstein zurückkam zu Besuch, hörte ich, daß der Gerichtshalter beim Schenker um Marie für einen Mann aus Thum angehalten, der ein guter Freund von ihm war und dem Marie gefallen hatte. Das hatte Marien

viel böse Stunden gemacht, denn ihr Vater, ganz verblendet von der großen Ehre, sagte ihr gerade heraus, daß, wenn ich binnen einem Vierteljahr keine gewisse Aussicht hätte, mit einer Heirat zwischen ihr und mir nichts werden könnte. Wo eine solche hernehmen? Deswegen bin ich jetzt hier. Jede Aussicht ist mir versperrt, alle Stellen im Erzgebirge sind besetzt. Man hat mir den Rat gegeben, bei Sr. Erzellenz dem Herrn Ober-Landforstmeister Freiherrn von Gablenz um einen Posten oder Bedienung persönlich anzuhalten. Vielleicht gelingt das. Gott gebe es!"

"Da ist aber noch gar nicht bewiesen, daß der Herr Gerichtshalter, indem er für einen Freund um das Mädchen angehalten, etwas Böses gegen ihn ausgeführt habe," sagte der Amtsaufsicht.

"Nicht? . . . ja so, ich vergaß zu erzählen, daß er sich öffentlich deshalb darüber ausgesprochen und gesagt hat: „Den Kerl will ich mir schon aus den Augen schaffen. Wenn ich ihm das Mädel nehme, hat er im Dorfe nichts mehr zu suchen und wird sich wohl von dannen heben.“ Ist das nichts Böses? Herr, Er hat mein Seel' keine Ursache auf Seine Verwandtschaft mit dem Manne stolz zu tun. Ich an seiner Stelle, Herr, sagte auch kein Sterbenswörtchen gegen jemand davon, daß ich solchen Verwandten hätte, dessen Herz böse und schlecht ist."

Des Amtsaufsichters Gesicht wurde dunkelrot vor Zorn, aber er schwieg, und da die andern sich auch nicht aufgefordert fanden, über diese Sache, worin der Jäger gar nicht so unrecht hatte, ein Mehreres zu reden, so wurde diese nicht mehr erwähnt; aber daß in des Amtsaufsichters Herzen der Groll nicht mit dem Schweigen erloschen war, zeigten seine zuweilen auf den Jäger fallenden Blicke voller Bosheit. Ganz ungewöhnlich zeitig brach er auf und alles Zureden, er möge doch noch verweilen, fruchtete nichts. Er ging.

"Höre Er, Mosje", sagte der Wirt zu Stülpmner . . . „da hat Er einen ganz verfluchten Eselsstreich gemacht, so über den Gerichtshalter herzu ziehen. Der Herr Amtsaufsicht ist kein Feiner und daß der ihm einen Spahn bei der oberlandforstmeisterlichen Erzellenz einhaut, darauf möchte ich wetten. Der Kammerdiener der Erzellenz ist sein Schwager . . . na, da kann Er sich schon denken, daß er ihn bei dem nicht zu gut anschreibt und Erzellenzen hören auf Kammerdiener oft mehr, als auf die besten Zeugnisse. Na, ich will wünschen, daß ich diesmal unrecht habe; aber warum schwagt Er auch so dumm in's Blaue hinein?"

Der Wirt hatte vollkommen recht, als er diese Befürchtung wegen dem „Spahn-Einhauen“ von seiten des Herrn Amtsaufsichters aussprach, denn am andern Morgen erfuhr Stülpmner die volle Wahrheit der Bosheit seines erzürnten Gegners. Nicht einmal vorgelassen wurde er bei Sr. Erzellenz und mußte sein Gesuch im Vorzimmer einem Bedienten mündlich abgeben, worauf dieser ihm die Resolution brachte: Se. Erzellenz könnten nicht für alle vacierende Jägerburtschen Sorge tragen, es wäre auch keine Stelle frei. Er sollte in Gottes Namen nur wieder dahin gehen, woher er gekommen sei und die Erzellenz in Zukunft nicht mehr belästigen.

Als er nach dieser ihm zuteil gewordenen harten Abfertigung die Treppe hinabging, begegnete ihm der Herr Amtsaufsicht und dessen Schwager, der Kammerdiener. „Man darf ihm wohl zu einer Förster- oder Oberförsterstelle gratulieren?“ fragte der erstere höhnisch den Hinabgehenden. „Ebensowenig, als ihm zu einem Sitz im Himmel,“ antwortet Stülpmner seinen Zorn unterdrückend. Ein Gelächter beider schallte ihm nach.

(Fortsetzung folgt.)



Nooch'n Feierabend



De Rinn'r.

Von Laura Herberger-Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

De Rinn'r könne uns in dann Alt'r vir ihrer Schulzeit un aah drnoch noch durch ihre spazing Ausdruck un Red'nsartn, die sie in ihrer klänn Gedankenwelt fir richtig halt'n, in de größte Heiterkeit vrsch'n odr wuhl ah zu tief'n Noochdenk'n aah-reng'n!

Jech well ize emoohl e paar sette Beischpiel drzeihn. In änn'r Methodistenfamilie wur öfters vun „Brud'r Hamm'r“ geredt. De Methodist'n nenne ihren Predig'r „Bruder“. Die Leit hatt'n e klää Gungel, 3 Jahr alt, wos bei fänn Schpielsach'n ah änn klänn Holzhamm'r hat; do fand dos Gung'l emoohl fänn Hamm'r nett in fänn Schpielkasten, un ganz arnsthaft saacht dos Kind zu sein'r Muttr': „Muttr', wuh is däh mei Brud'r Hamm'r.“ Dos Gung'l konnt sich's nett dent'n, daß mit dann Wort „Brud'r Hamm'r“ ewos annrsch, wie ahm e Poch-hamm'r genannt war.

De Donath-Luise, die mit ihrer Familie ewing off dr Anseli wuhnet (keine Häuser drum rum), ging emoohl mit ihren klänn Mar'l (nett ganz drei Gahr alt) in e Nachb'dorf, wuh se an änn Wald orbei gieh muß'n; do saht se zu ihren Gung'l, in änn Wald dürft mer nett barfischig drinne rim las'n, weil de Schlange drinne läng, die änn beiß'n wirn, wänn mr off se trät, un dos wär gefährlich.

Dr klane Mar' freget, wie däh de Schlange aussöng? De Muttr' beschrieb se, un offn Rückwag benutet se änn Faldwag, im e wing eher ze kumme. Do ruffet off ahmoohl der klane Mar' ganz drschroch'n aus: „Muttr', do liegt e grüße Schlang, un do is dach fah Wald!“

In dr Nacht zavor hatt's tichtig gerengt, un do log an Waagrand e gruß'r, scharf'r Rengwurm. De Muttr' drklärts ihren Mar'l, daß dos e Rengwurm wär, dar obr niemand wos tät. Drauftrat'n dürft mr obr ah nett, weil dos dann Wurm wuh tät.

E Lährer wollt, daß die Rinn'r seiner Klasse, die 's arschte Gahr in dr Schul gienge, nett ihr erzgebirgische Schproch in dr Schul mit'n Huuchdeusch'n vrmengen, un hielt streng dodrauf; nu freget 'r emoohl nooch dann verschieden Schtroß'nname; do hebbt geschwind e sett'r klan'r Schül'r de Hand un soogt: „Pferdegasse“.

Obr web'r dr Lährer noch die ann'rn Schül'r kenne e sette Gass'. Nooch lange Hie- un Harf'reng kimmt's raus, daß dar Klane de „Pfarrgass“ maahnet, die ar als Pfaargass' kannt; off die zwä „rr“ fams bei ihm nett aah.

In darsalm Klasse freget emoohl dr Lährer: „Barum muß man sich vor dem Essen die Hände waschen?“ Geschwind maldei sich e Schül'r: „Daß de Urdepp'n nett dratig warn!“

De Hallig-Marie, die nett gut laaf'n kunnt, un fir de Leit Wäsch' plättet (49 Gahr alt), hat emoohl e gruß Paket Platt-wäsch' fortgeschaff'n; wie se de Somm'rleith naugiegt, komme ihr e paar Rinn'r entgeng; 's war e Gung'l vun e 4 Gahrn, dar sei klas zwägahrigs Schwast'rle an dr Hand führet. Als 'r de Hallig-Marie drblicket ('r war ebb'r noch e halb's Haus weit entfernt von dr Marie), saacht 'r mit ganz teilnahmsvoll'r Stimm: „Sieh ah, die Maad is müd!“

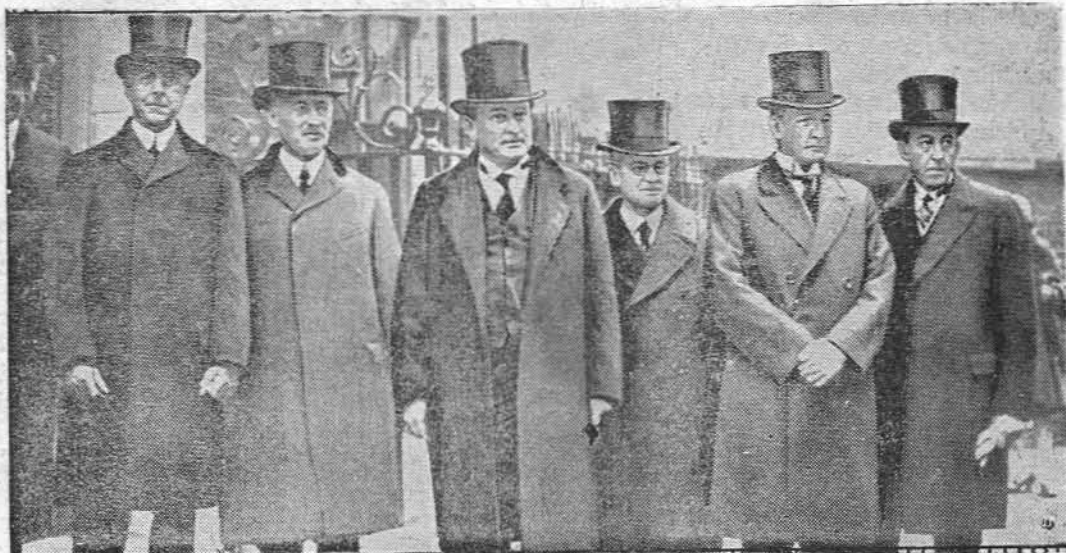
De Marie war tief gerührt un saacht freundlich zu dann Gung'l: „Du gut's Kind, Du möchst mir wuhl garn mei Paket trong?“ Dos Gung'l blicket ganz beschämt vorn nied'r.

Ihr El't'n, freit Euch, wänn Eure Rinn'r ah e setts guts Harz hooch, wie's dos Gung'l hat! —

Bilder aus aller Welt.

Der Schlüssel zur Seeabrüstung liegt in ihrer Hand.

Am Montag ist, wie berichtet, in London die Flottenabrüstungskonferenz eröffnet worden, zu der sich die führenden Staatsmänner der hauptsächlichsten Seemächte eingefunden haben. Die größte Rolle ist zweifellos der amerikanischen Delegation beizumessen, in deren Händen der Schlüssel zur Seeabrüstung liegt. Unser Bild zeigt sie vor dem Gebäude des Auswärtigen Amtes in London. Von links nach rechts: Marinestaatssekretär Adams, Außenstaatssekretär Stimson, Senator Robinson, Botschafter Morrow, Botschafter Dawes und Senator Reed.



Nun hat auch Deutschland seine Schönheitskönigin.

Nachdem bereits eine Reihe europäischer Länder vorausgegangen ist, ist jetzt auch die „Miß Germany 1930“ von einer Jury prominenter Vertreter der Kunst und der Wissenschaft gewählt worden, die Deutschlands Farben auf der Welt Schönheitskonferenz in Rio de Janeiro vertreten wird. Unser nebenstehendes Bild zeigt sie (in der Mitte) nach der Wahl. Sie hört auf den bürgerlichen Namen Dorrit Ritzkowitsky. Links von ihr Ruth Ingrid Richard, die den zweiten, und rechts von ihr Lotte Falk, die den 3. Preis erhielt.



Die drei deutschen Schönheitsköniginnen.



Die Eisenbahnkatastrophe in Algier.

Auf der Strecke Constantine—Bone in der französischen Kolonialprovinz Algier ereignete sich ein folgenschweres Eisenbahnunglück, das nicht weniger als 20 Tote und 25 Schwerverletzte forderte. Unser Bild zeigt die Unglücksstätte.



Shurmans Abschied.

Der von seinem Posten scheidende, überaus beliebte amerikanische Botschafter in Berlin, Jacob Gould Shurman, hat, wie gemeldet, dem Reichspräsidenten seinen Abschiedsbesuch abgestattet. Wir sehen ihn mit Reichskanzler Müller vor dem Palais des Reichspräsidenten.

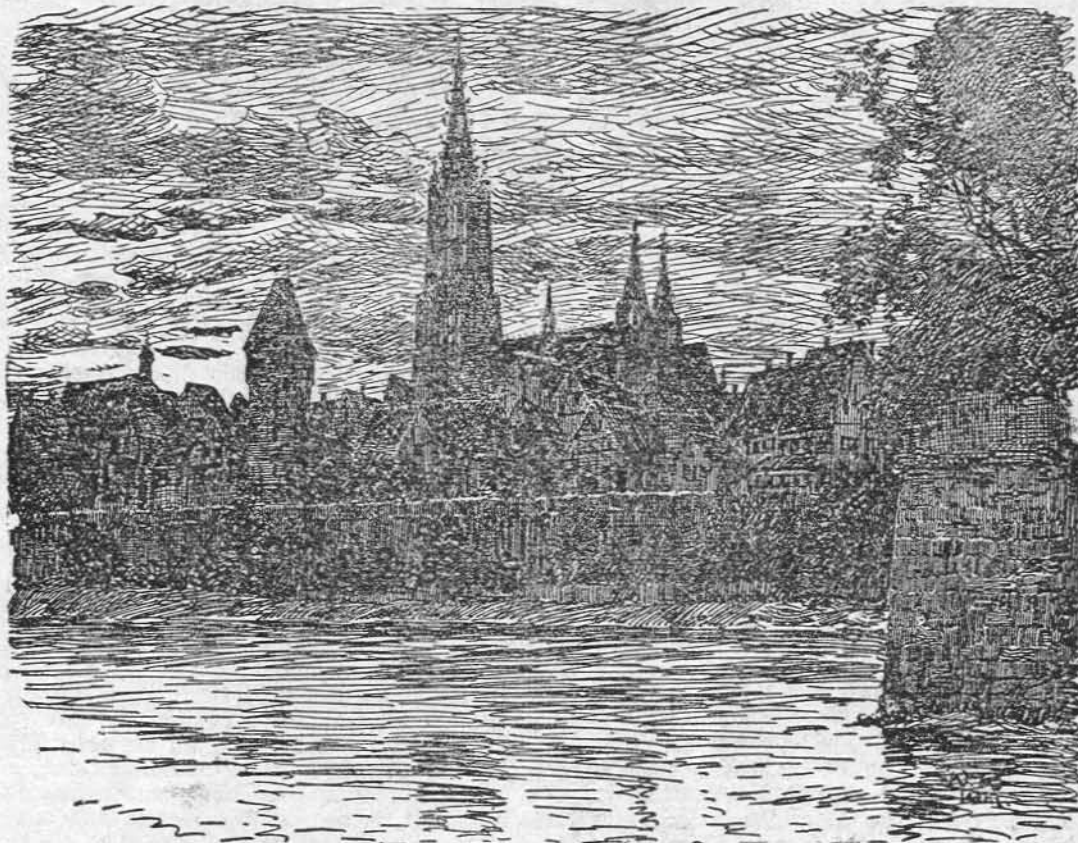


Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 5. — Sonntag, den 26. Januar 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Ulm Aus Geschichte und Leben der alten Münster- u. Donaustadt im Schwabenland.



Ulm, von jenseits der Donau gesehen, eines der schönsten deutschen Städtebilder

Wilhelm Weisser

In enggeschloss'ne Gassen schauen
Die hohen Eiebel von den grauen,
Vergilbten Häusern dieser Stadt,
Die einst so viel gegolten hat.
Dies Ulm ist rings noch stolz befürmt,

Durch alte Mauern wehrbeschrmt.
Noch was ihr Wille einst verschafft,
Das zeigt des Münsters Macht und Raß,
Ein Sinnbild freiem Geisteshort,
Und aufwärts heißt sein Lösungswort! . .

O, mein Ulm, dich lieb ich

Große Sage und Züge aus der Geschichte Ulms von Hans Reyhling

„O, mein Ulm, dich lieb' ich treuherzig und fromm,
Und schau ich das Münster, so jauchz' ich Willkommen!“

Diesen Jubelruf läßt ein Ulmer Dichter einen Schiffer, der von einer Fahrt nach Wien glücklich heimkehrt, aus vollem Herzen seiner Vaterstadt Ulm entgegenjauchzen.

Mit Leinwand oder mit anderen Waren, zur Fastenzeit auch mit Schnecken, war man ehemals glücklich in Wien angekommen. Oder hatte man Reisende hinuntergeführt, denn jeden Montag fuhr ja ein Ordinarschiff, d. h. ein regelmäßig verkehrendes Schiff, Tisze später etwas spöttlich Ulmer Schachtel genannt, donauabwärts. Ueber weite Ebenen war es gegangen; zwischen Waldbergen hin, durch gewaltige Felsentore, und auch durch das drohende Gewirbel heimtückischer Stromschnellen, in denen der Wassernix nach Menschenopfern lauerte. In Wien hatte man die Waren abgesetzt und das Schiff verkauft; denn stromaufwärts konnte man nicht fahren. Man hatte sich noch ein wenig dem Glanz und Schimmer, dem eigenen Ton und dem großen Atem der wunderbaren Kaiserstadt überlassen. Dann war man heimgekehrt.

„O, mein Ulm, dich lieb' ich treuherzig und fromm!“

In diesem Gruß quoll die Liebe zur Vaterstadt, zur Heimatstadt auf. Aber auch der Stolz, wenn das schöne eindrucksvolle Bild der Stadt vor den Blicken der Heimkehrenden lag, mauerungsgürtet und turmbewehrt, alles überragend das Münster, unter den deutschen Städtebildern der schönsten und bedeutendsten eines. Ja wohl, stolz durfte man sein, und man konnte und durfte unterwegs laut sagen, woher man war, in Regensburg und in Bajasau, in Linz und in Wien. — Von Ulm!

Da, wo die Iller, die ungebändigte Tochter der Alpen, ihr milchiges, zu Zeiten der Schneeschmelze erregtes und aufgewühltes, den Anwald des Ufers oft überflutendes Wasser in die Donau schickt und ihr zum Reisegehalt gewaltige Bänke rund geschliffenen und tausendmal gewaschenen Alpengesteins mitbringt, wo dann auf der andern Seite die klare, frische Blau, das Herzkind der Schwäbischen Alb, aus der wunderbaren Tiefe des Blautopfes gestiegen und in vertrautem, vielgeschlängelmäßigem Lauf das grüne Wiesental zwischen waldigen Bergen hervorgekommen, in der großen grünen Donau aufgeht — da ist Ulm.

Die Iller brachte den Ulmern die Blickrichtung nach den Bergen, dem gewaltigen Wall, der das Nordland vom Südland trennt, brachte den Wagemut und die Kühnheit, die unumbringliche Lust, sie zu übersteigen, und die nie sterbende Sehnsucht nach dem Südland hinter den Bergen.

Die Blau brachte die Poesie und die Behaglichkeit, die Freude an der Idylle und das schwäbische Wesen, das tief und rein aus dem Brunnen der schwäbischen Seele entspringen ist, wie die Blau aus den Tiefen der Berge ihre Wasser sammelt.

Die Donau aber zeigte die Richtung nach Osten, in alten Zeiten das große Ländergebiet der Abenteuer und der unbegrenzten Möglichkeiten, hinter dem das magische Licht des Orients leuchtete.

Hier also, wo die drei Flüsse zusammenkommen und ihre Kräfte zusammenschließen, entstand Ulm und entstand der Ulmer.

Ueber das Wie im Laufe eines halben Jahrtausends vor der Hohenstaufenzeit wissen wir wenig, das liegt im Dämmergrau der Geschichte, die wir nicht kennen.

Nach dem Niedergang der Hohenstaufen finden wir Ulm als Reichsstadt, bald mit einem großen, großen Landgebiet, auf einmal eine der bedeutendsten Reichsstädte. Wer die leitenden Köpfe gewesen sind, wissen wir nicht. Ulm war einfach da. Aber das wissen wir, wie es sich nun führte und welche kraftvolle Bewegungen die junge Stadtrepublik machte. Neben Augsburg und Nürnberg war

Ulm ein Stern erster Größe unter den süddeutschen Reichsstädten. In ihrem Kreis wurde der Rat Ulms gehört und ihr führender Arm geschäftet, und schon 1377 holte es zur größten Tat aus und legte den Grundstein zu seinem gewaltigen Münster, und auf dem Grundstein prangten 100 Goldgulden, die der Bürgermeister als nachahmenswertes Opfer gebracht hatte. Nun hatte Ulms Leben einen Inhalt, einen Mittelpunkt und ein Ziel, das Münster. Mit dem Gedanken ans Münster gingen die Ulmer am Abend zu Bett, und mit ihm standen sie wieder auf. Das Münster war die Sorge und Liebe der Alten und die Freude und das Entzücken der Jungen. Vom Münster redete man in der Stadt, drinnen in der Weinschenke und am häuslichen Herd. Nach dem heranwachsenden Münster blickten ehrfürchtig und scheu die ländlichen Umwohner und von ihm erzählten die Ulmer Kaufleute, draußen in der Welt, in Regensburg und in Wien, in Venedig und in Mailand.

Hunderte von Händen rührten sich Tag für Tag, Jahr für Jahr. In ihren Bauhütten arbeiteten die Steinmeger, am Bau selbst hantierten die Maurer, hämmerten die Zimmerleute, und in ihren Werkstätten werkten die Schreiner, die Bildschnitzer und die Maser.

In den Weberdunkeln aber gingen unermüdlich die Webstühle,

ihrer Zahl nach Hunderte, und lieferten die Ulmer Leinwand und den Barchent, und die Ulmer Kaufleute brachten die begehrte Ware hinaus in die weite Welt und herein nach Ulm floß das Geld, befruchtete das Handwerk und speiste den Münsterbau. Wer kennt nicht auch heute noch das klingende Wort: „Ulmer Geld geht durch alle Welt!“

Doch wurde das Werk nicht zu Ende geführt, der Ausbau des Turmes wurde eingestellt, und erst nach etwa dreieinhalbhundertjähriger Ruhepause durfte der Turm seiner Vollendung entgegensehen.

Ulms Stern begann überhaupt zu sinken. In den Zeiten der religiösen Kämpfe und Wirren setzte Karl V. die Zunftregierung ab, und die Herrschaft der Geschlechter kam

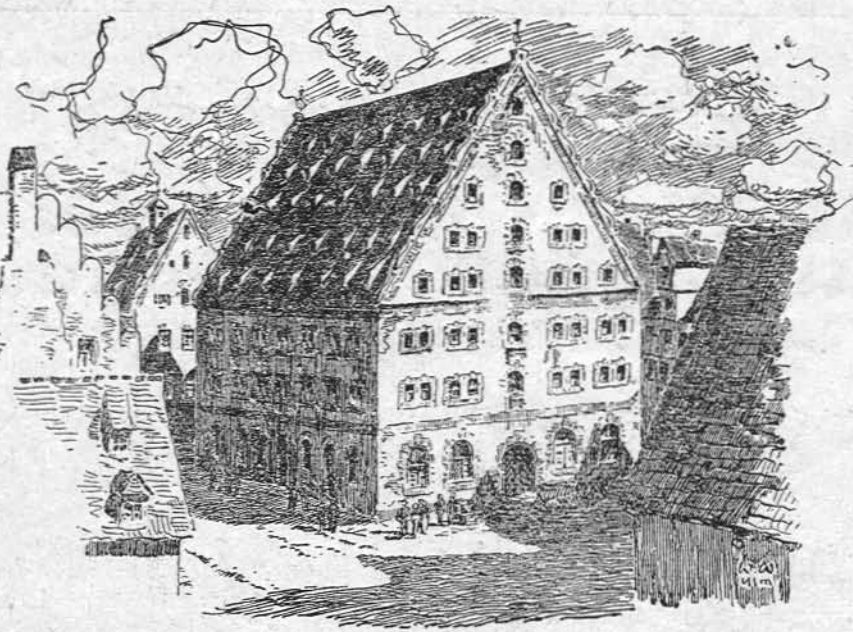
wieder auf. Noch ging Handel und Wandel. Jenseits des großen Weltmeeres aber hatte man eine neue Welt entdeckt. Im Licht des Abenteuers tanzten braune Indianergestalten, der jungfräuliche Boden verhiß unermessliche Reichtümer, das magische Licht des Ostens verblaßte. Der Verkehr wechselte die Richtung. Er ging nach Westen. Aber von Ulm führte der Weg donauaufwärts an die Gebirgsschwelle des Schwarzwaldes, und dem Neckar zu lag die Bergschwelle der Alb vor den Toren der Stadt. Schlimme Kriegszeiten fraßen die großen Erinnerungen und warfen das Gemeinwesen zurück, der dreißigjährige Krieg und die Franzosenkriege um 1700 herum, und die Zeit Napoleons besiegelten den Zusammenbruch und machten der Reichsstadtherrschaft ein Ende, die lange schon nur noch ein leerer Schein gewesen war. Ganz wie bei vielen anderen Reichsstädten.

Die neue Zeit aber hat auch Ulm neuen Lebensatem gebracht. Der Münsterturm ist seit 1890 ausgebaut. Das Werk der Väter haben die Enkel vollendet. Von oben sieht man in die geheimsten Herzkammern der Stadt, sieht die heimelige Enge und die unendliche Weite, fühlt den frischen Luftzug von allen vier Winden kommen, sieht die neue Zeit auf Schienen aus allen Richtungen herandrängen und auf Schwingen in der Freiheit der Luft.

Da droben auf dem Münsterturm versinkt Kleines und Einzelnes von selber, ordnet sich dem Ganzen und dem Großen unter. Die großen Strazenzüge treten heraus, und an den großen Gebäuden, durch welche die gute alte Zeit ihr Gepräge gefunden hat, bleibt der Blick hängen. Mit ihnen tauchen die großen Züge der Vergangenheit auf und in ihren Falten weiß man die köstlichen lieben Dinge geborgen, die Ulm seine besondere Farbe geben, und das alles umfaßt unser Herz und spricht wie einst:

„O, mein Ulm, dich lieb ich treuherzig und fromm,

Und sch' ich das Münster, so jauchz' ich Willkommen!“



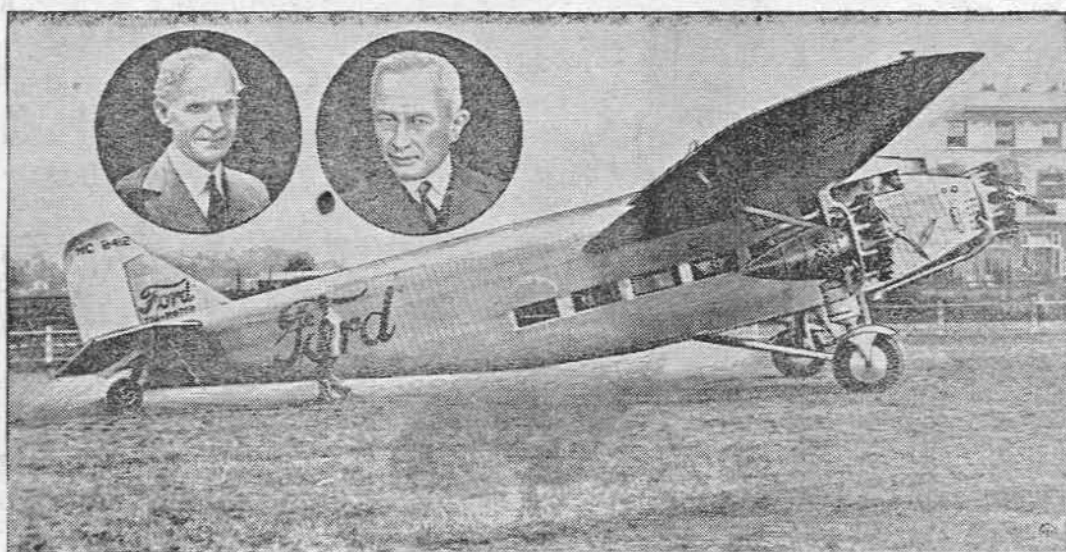
Das Kornhaus, ehemaliger Getreidespeicher der Reichsstadt

Wilhelm Weisser

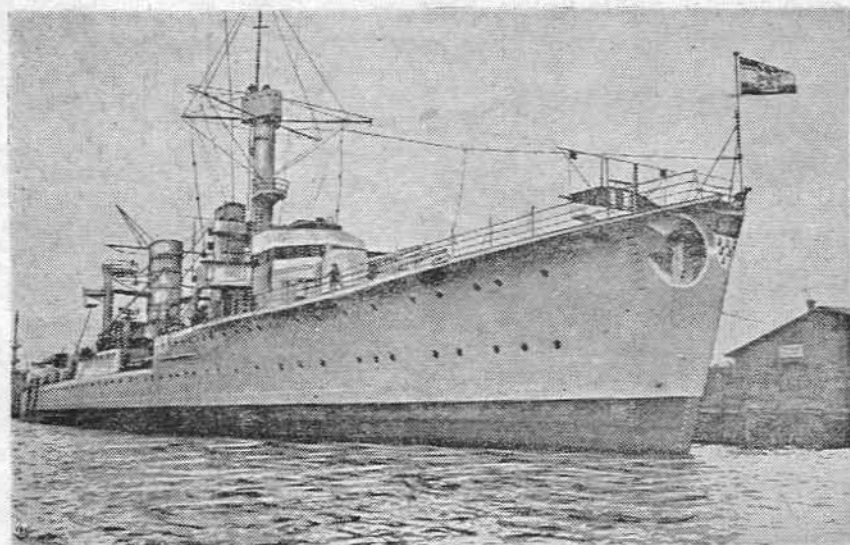
Bilder aus aller Welt

Um dieses Flugzeug geht der Patentsstreit.

Wie bekannt, ist seit einiger Zeit zwischen den Junkers- und Fordwerken ein erbitterter Patentsstreit im Gange, der in Spanien ausgetragen wird. Die Fordwerke hatten nach Spanien ein Flugzeug geliefert, in dem jedoch die Junkerswerke eine Verletzung ihrer Patentrechte erblickten, weshalb sie die gerichtliche Beschlagnahme des Flugzeuges erwirkten. In dem Patentsstreit ist jetzt eine Wendung eingetreten. Da Spanien im Gegensatz zu den anderen europäischen Ländern bis heute noch keine Patentregister kennt, ist eine Verfolgung der Ansprüche gegen Verleger eines Patentes außerordentlich erschwert. Nunmehr hat das Gericht die Freigabe der beschlagnahmten Maschine gegen Hinterlegung einer Kaution in Höhe von 150 000 Peseten verfügt. Es bleibt abzuwarten, welchen Ausgang dieser Patentsstreit nimmt, der eine grundsätzliche Bedeutung erlangen dürfte. Unser Bild zeigt die jetzt freigegebene Fordmaschine, oben die beiden Prozeßgegner, und zwar links Ford, rechts Junkers.



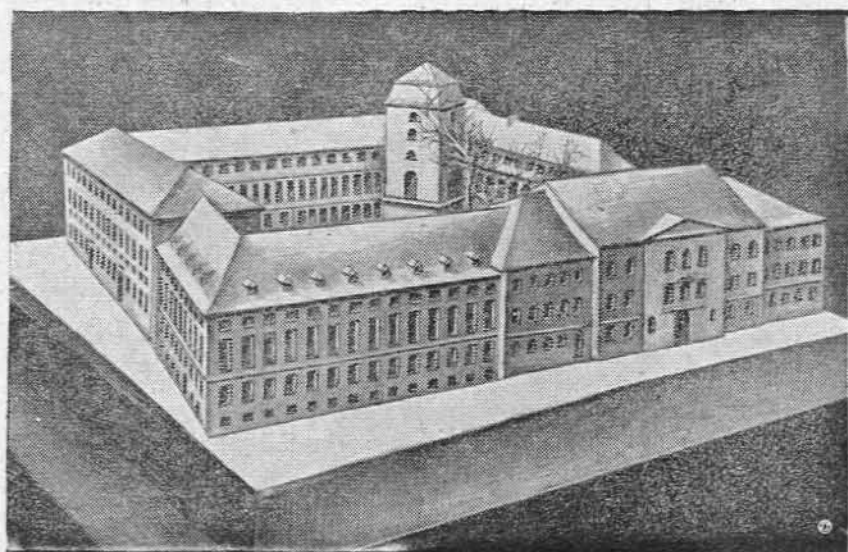
Die dritte „Köln“.

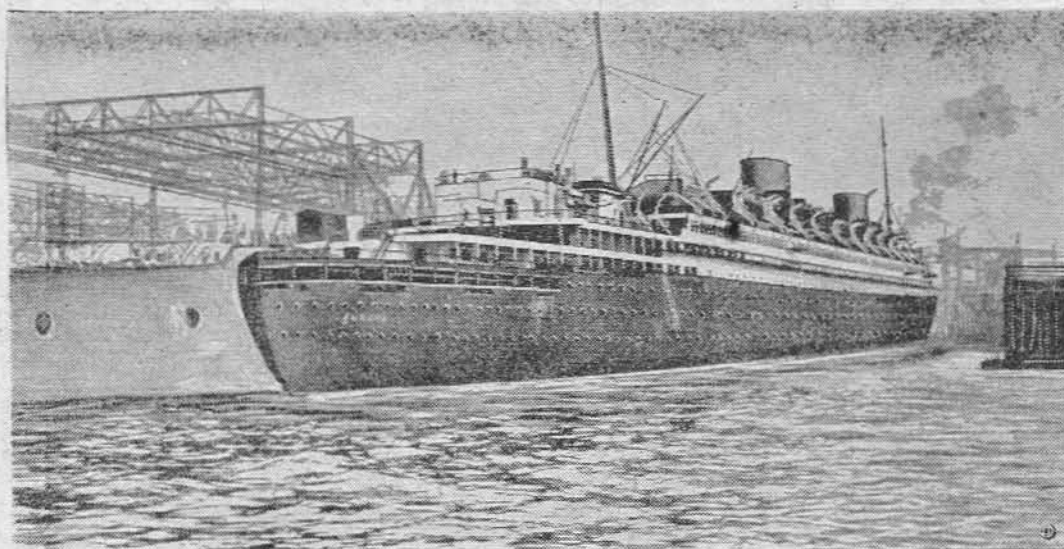


In Wilhelmshaven ist der neueste Kreuzer der Deutschen Reichsmarine, die „Köln“ in Dienst gestellt worden. Es ist der dritte deutsche Kreuzer, der diesen Namen trägt. Die erste „Köln“ wurde am 28. August 1914 bei einem Vorstoß der deutschen Flotte in die deutsche Bucht im Kampf mit überlegenen englischen Kräften schwer beschädigt und von ihrem Kommandanten versenkt. Wer von den 23 Offizieren und der 485 Mann starken Besatzung noch am Leben war, ertrank, ohne von den Engländern gerettet zu werden. Die zweite „Köln“ ging am 21. Juni 1919 in der Bucht von Scapa Flow zusammen mit der übrigen deutschen Flotte mit wehender Flagge unter. Die neue, dritte „Köln“ ist das vierte Schiff der Neubauserie und ein Schwesterschiff der „Königsberg“ und „Karlsruhe“. 189 Meter lang, ist sie mit 9 Geschützen von einem Kaliber von 15 cm bestückt. Die Höchstgeschwindigkeit beträgt 32 Seemeilen, die Besatzung 516 Mann.

Die neue Heidelberger Universität.

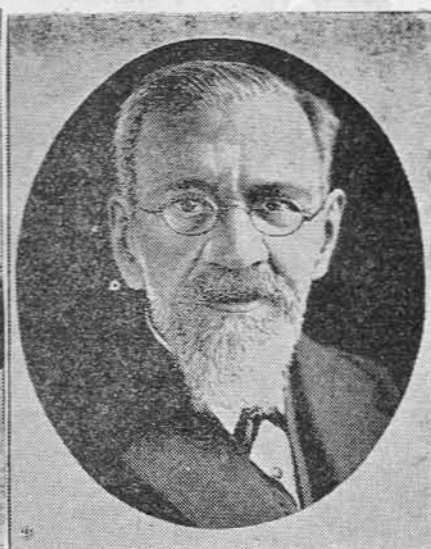
In Heidelberg ist, wie gemeldet, der Grundstein zu dem neuen Universitätsgebäude gelegt worden, für das bekanntlich der hochverdiente vorhergehende Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, Shurman, die Mittel durch eine Sammlung in seinem Vaterlande aufgebracht hat. Während der Grundsteinlegung, bei der auch der badische Unterrichtsminister zugegen war, wurde eine Urkunde eingemauert, in der es wörtlich heißt, dieses Haus sei im nahen Zusammenwirken zweier Nationen errichtet worden, die noch im Weltkrieg einander feindlich gegenüber gestanden hätten. Die Kassette enthält auch noch die von Dr. Shurman stammende englische Uebersetzung des bekannten „Alt-Heidelberg“-Liedes. Unser Bild zeigt den Entwurf für die neue Universität, der von dem Danziger Architekten, Prof. Dr. Gruber, stammt. Der Bau, dessen Kosten mit etwa zwei Millionen Mark veranschlagt sind, wird den Namen „Shurman-Gebäude“ tragen.





Maschinenprobefahrt der „Europa“.

Die „Europa“, das Schwester Schiff der großen „Bremen“, ist, nachdem sie in den letzten Wochen ihren Bodenanstrich erhalten hat, zu ihrer ersten Maschinenprobefahrt ausgefahren. Das Schiff wird dann voraussichtlich am 15. Februar die Werft von Blohm & Voß verlassen und elbeabwärts nach Cuxhaven fahren, wo am 16. Februar die Abnahmefahrt beginnen soll. Nach deren Abschluß wird der Dampfer nach Bremerhaven fahren und dort für den nordamerikanischen Dienst stationiert werden.

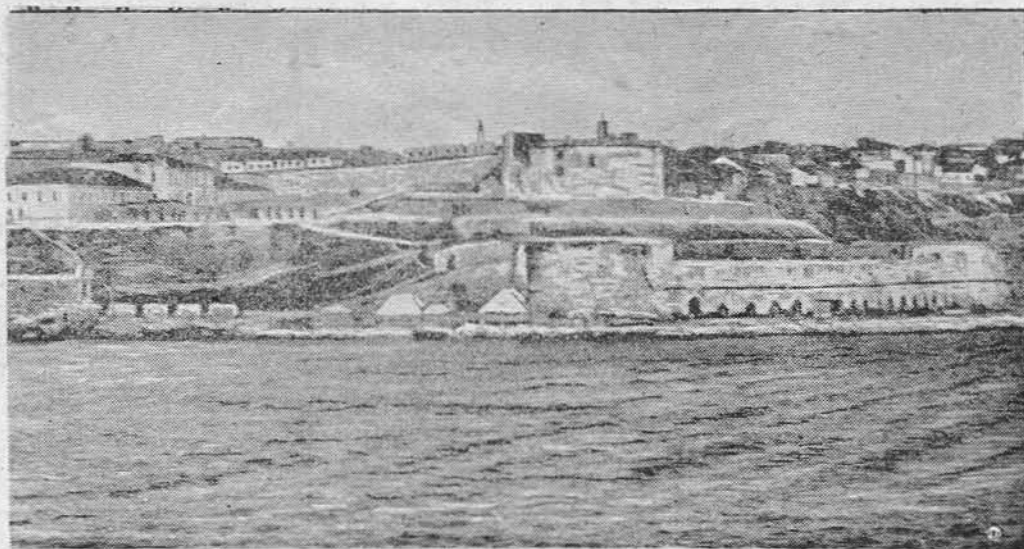


Professor Eduard Meyer.

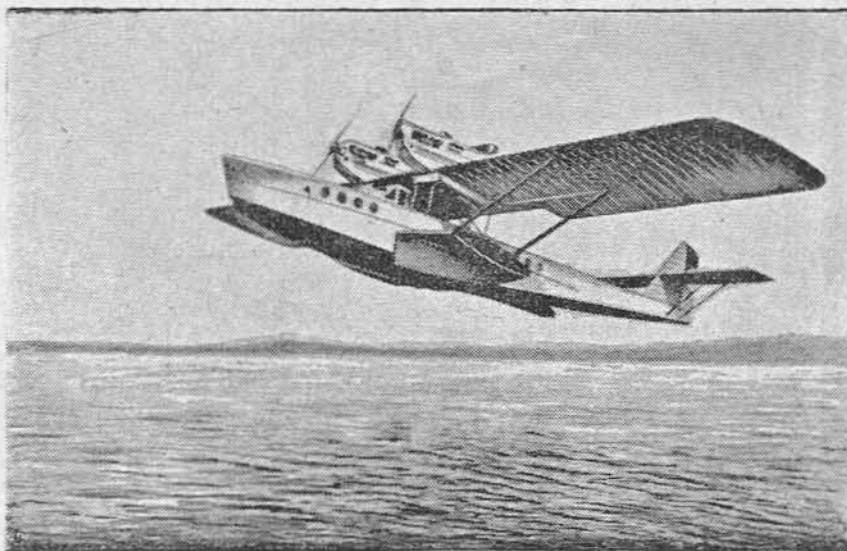
Einer der bedeutendsten deutschen Geschichtsforscher, Professor Eduard Meyer, wird am 25. d. M. 75 Jahre alt. Er ist in Hamburg geboren u. hat in Bonn und Leipzig studiert. Eine Menge bedeutender Geschichtswerke entstammen seiner Feder.

Zum Durchbruch der Dardanellen-Sperre.

Was das zaristische Rußland niemals, auch durch den Krieg nicht erreichen konnte, hat Sowjet-Rußland jetzt durch seine Beziehungen zur Türkei bewerkstelligt. Durch die Dardanellen, die russischen Kriegsschiffen bisher stets gesperrt waren, sind jetzt zwei Schiffe vom Mitteländischen ins Schwarze Meer gefahren. Die Schiffe, deren Kommen geheimgehalten war, passierten die Meerengen, ohne die in Konstantinopel tagende Meerengen-Kommission zu benachrichtigen, die Rußland übrigens nicht anerkannt hat. Zweifellos wird die Kommission gegen die Durchfahrt der russischen Kriegsschiffe Einspruch erheben. Diesem Vorfall



kommt aber nicht nur deshalb hohe politische Bedeutung zu, sondern auch noch aus dem Grunde, weil der Zuzug zweier Kriegsschiffe eine außerordentliche Stärkung der Sowjetflotte im Schwarzen Meer bedeutet. — Unser Bild zeigt ein Fort an der Einfahrt zu den Dardanellen.



Der kleine Bruder des „Do. X“.

Das im Jahre 1928 von den Dornierwerken erbaute Flugboot, das auf den Namen „Graf Zeppelin“ getauft wurde, und seinerzeit das größte Flugboot der Welt war, ist jetzt wiederhergestellt worden und vom Stettiner Flughafen aus nach Warnemünde gestartet. Das Flugzeug war für den regelmäßigen Dienst Stettin—Oslo vorgesehen, wurde jedoch bei einer Notlandung im polnischen Korridor beschädigt. Das Flugboot gehört zu dem Typ Superwal. Es hat eine Spannweite von 28,50 Meter und eine Länge von 24,60 Meter. Außer der Besatzung, die aus drei Mann besteht, ist Platz für 26 Fluggäste vorhanden.